

## Auszüge aus: **Offenes Siegel – Meine Reise zu Sufis und Muslimen**

Erschienen in ab40 4/2006

### **Erinnerung**

Es schneit. Moscheen brennen. Im Land von Freunden. Muslime töten sich gegenseitig im Namen des einen Gottes, sie sprengen sich und andere an jedem beliebigen Ort der Welt in die Luft.

Eines weiß ich – so war es nicht gemeint.

Deshalb sitze ich hier und erinnere mich.

Manchmal ist es schwer, mich zu erinnern, heute. Im Lauf der Jahre habe ich meine Geschichte verloren. So wie damals die Bücher gingen, ist inzwischen die Vergangenheit gegangen.

Aber ich versuche mich zu erinnern, weil die Häuser brennen, die Türme, die Menschen.

Es ist schwer, mich zu erinnern, wie ich mich damals im Gebet beugte. *Allahu ekbar*, jener Ruf, den wir heute im Westen fast nur noch mit dem Wüten verbinden, erfüllte mein Herz mit Freiheit. „Das Göttliche ist größer.“ Was immer geschieht in meinem Leben oder anderswo, ist eingebettet in jenes Größere, durchdrungen, geschaffen, gewirkt vom Größeren. Vor jenem Größeren in mir, in dir, verbeugte ich mich. Kniete ich, legte ich in Inbrunst meine Stirn, mein Herz auf die Erde. Endlich hatte ich eine Sprache für die Sehnsucht.

### **Wie es anfing**

Mit achtzehn Jahren war ich aus der Kirche ausgetreten. Alles hatte ich versucht, dort das zu finden, was eine Resonanz ergäbe zu diesem Feuer in mir. Ich wusste nicht, was es war. Ich wusste nur, dass ich Jesus leidenschaftlich liebte und die Antwort meines kirchlichen Umfeldes darauf so trocken und spröde war. Meine katholischen Eltern ließen uns drei Kinder – in einem kleinen bayrischen Dorf – evangelisch taufen, weil die Schulerfahrungen meines Vaters in katholischen Internaten schmerzhaft Spuren in ihm hinterlassen hatten; so wuchs ich gleichsam in beiden Konfessionen auf. Ich erinnere mich besonders an drei Bilder meiner Suche. Eines ist, dass es mich als Grundschulkind magisch auf Beerdigungen zog. Ich schlich mich ans Ende des Trauerzugs und versuchte unbemerkt einen Blick auf den Sarg zu erhaschen. Etwas in mir wollte den Tod verstehen. Die Sache flog nur dadurch auf, dass ich eines Tages eines jener bunten, amerikanischen Kopftücher aus einem

Carepaket umgebunden hatte, das dann doch etwas zu auffallend für diesen Anlass war.

Im zweiten Bild sitze ich am Ufer des Sees, an dem ich aufgewachsen bin, vielleicht war ich zwölf, sehe das Licht der untergehenden Sonne und bin innerlich zerrissen vor Sehnsucht. Es ist ein brennender, fast körperlicher Schmerz.

Ich sehe mich im Flur meines Münchner Gymnasiums hinter einem meiner Religionslehrer herlaufen und ihm eine drängende Frage stellen – wie kann Jesus Gott sein, wenn er Mensch ist?

Er stotterte.

Ich wurde ohnmächtig. Zu den unpassendsten Gelegenheiten. Also war ich für die Schule nicht mehr tragbar. Und für den weiten Schulweg vom Dorf in die Stadt. Und überhaupt ich. Für keinen mehr war ich erträglich, am wenigsten für mich selbst. So war das Internat die beste Lösung. Ich war vierzehn. Ich las Nietzsche und Sartre. Und wurde Atheistin, die nur darauf wartete, endlich aus der Kirche austreten zu können.

Das tat ich dann, sobald ich achtzehn war. Mein brennendes Interesse an den Religionen blieb aber; ich ging weiterhin in den Religionsunterricht, der in der Oberstufe die fremden Religionen behandelte. Ich war sehr engagiert dort und spürte, dass eigentlich alle vom selben erzählten, nur in anderen Bildern.

## **Reise nach Innen**

Als ich dann also zu Scheich Salah kam, in jene Kreuzberger Wohnung, war ich immer noch Atheistin. Nur so etwas wie eine „große Kraft“ konnte ich irgendwo – in mir, außerhalb von mir, in der Natur – spüren.

Eine Frau bot mir ein Glas Tee an. Sie lächelte und trug ein Kopftuch. Ein Türke mit weißem Käppi verbeugte sich vor dem Scheich und murmelte unverständliche Worte.

Bei diesem ersten Gespräch in der Wohnung Scheich Salahs geschahen zwei wesentliche Dinge. Das eine war, dass er von der Sehnsucht sprach. Von jener lebenslangen Sehnsucht. Er erzählte das Beispiel eines Mannes, von dem gesagt wurde, die Sufis rochen, wie seine Leber verbrannte aus Sehnsucht nach der göttlichen Liebe. Ich hörte das erste Mal in meinem Leben, dass diese brennende innere Sehnsucht, die bei mir mit chronischen Verliebtheiten einherging, die Sehnsucht nach Gott, dem innewohnenden Göttlichen, dem Geliebten, wäre. Gott – der Geliebte. Ich – die Liebende. Leidenschaftlich.

Mir, die ich das Wort „Gott“ nicht einmal in den Mund nahm, verbanden sich plötzlich in meinem Inneren Welten. Gott ist innen. Ein tiefes Gefühl von Endlich-Angekommen-Sein flammte in mir auf. Ich, die ich mich mein Leben lang nie und nirgendwo, auch nicht in meiner Familie, zugehörig gefühlt hatte, erlebte mich plötzlich, nur durch eine erste, für mich

sinnvolle Antwort auf meine Sehnsucht, zugehörig. Schon immer da gewesen. Heimgekommen.

Das zweite war, dass mir erst bei diesem Tee voll bewusst wurde, wie sehr – zur damaligen Zeit, am damaligen Ort – das Sufitum in den Islam eingebettet war. So tauchte ganz schnell die Frage auf – mehr atmosphärisch als ausgesprochen –, dass das, wonach ich mich mein Leben lang gesehnt hatte, vor mir lag, es aber einen Preis hatte – Muslimin zu werden.

Zum damaligen Zeitpunkt war der Islam im Westen noch nicht so überschattet wie heute, Chomeini war noch im Exil, aber etwas sehr Fremdes haftetete dieser Religion natürlich auch damals schon an, die Erinnerung an die Zeiten der Kreuzzüge hatte Europa nicht verlassen.

Bevor die abendliche Zeremonie bei Scheich Salah begann, gingen mein Mann und ich wieder nach Hause. Wir könnten jederzeit wiederkommen.

Erfüllt und verwirrt tapste ich im Halbdunkel die Treppe hinunter. Ich – Muslimin! Nie und nimmer. Ich hatte viele Jahre politische Arbeit in München hinter mir, war in der Berliner Frauenbewegung aktiv gewesen, hatte die aus Amerika hereinbrechende Welle der humanistischen Psychologie voll ausgeschöpft – ich konnte jetzt doch nicht zurück ins Mittelalter!

Aber ich hatte schon den Duft der Essenz eingesogen. Die Schulung hatte schon begonnen, auch wenn ich die nächsten Wochen erst einmal ängstlich rebellierend zu Hause blieb, während mein damaliger Mann, Steffen, ab da regelmäßig zum *Dhikr*\* ging, jedes Mal aus allen Poren leuchtend zurückkam, und auch bald schon Muslim wurde.

Also kam der Berg zum Propheten. An einem Sonntag nachmittag kam der Scheich zu uns in die Wohnung, ich sprach die Formel, die mich zur Muslimin machte und wurde auch noch einmal getraut, diesmal vor Gott.

„Deine Seele hat so laut gerufen, da musste ich halt kommen“, lachte der Scheich mich an, als er danach mit Barakah beim Tee saß. Ich lachte noch etwas unsicher – in Erinnerungen an solche Illusionen wie freien Willen – zurück.

\*\*\*

Leise und weise vermittelte er uns den Islam. „Es soll kein Zwang sein in der Religion“<sup>1</sup>, zitierte er immer den Propheten. Er vermittelte uns den Sinn, den tiefen, metaphysischen Sinn einer Regel, und wir konnten uns ihr annähern. „Redet mit den Menschen ihrem Wissen, ihrem Verstehen entsprechend“, hatte Mohammed gesagt.

Das hat der Scheich voller Liebe und ausführlich getan. Er meinte, er selbst habe den Islam ja auch nicht von heute auf morgen gelernt, sondern sei

---

<sup>1</sup> Koran, 2/257 und 10/100

langsam hineingewachsen. Er wollte uns begleiten, wie ein Lotse, nicht fünfzehn Schritte voraus, sondern einen halben.

Islam bedeutet Hingabe, das heißt Hingabe an das Tiefste in einem selbst. „Hingabe bedeutet eine absolute Öffnung Gott gegenüber, eine absolute Öffnung allen Menschen gegenüber, allen Geschöpfen gegenüber, allen Dingen gegenüber – in jedem Moment. Deshalb ist der erste Kampf die Frage nach dieser Öffnung. Mohammed sagte: ‚Wer diese Religion mit Gewalt erobern will, der macht sich selbst kaputt.‘“

Ich lernte, jede Handlung mit einem „*bismillah ir-rachman ir-rachim*“<sup>2</sup> zu beginnen. „Warum auf Arabisch?“

„Die Ursprache der Menschen ist das Semitische. Deshalb das Arabische.“ Man komme also gleichsam über die Laute dieser Sprache in diesen Ur-Bereich des Inneren.

Ein weiterer Grund sei, dass man überall auf der Welt, wohin man kommt, in der Gemeinschaft Gleicher beten könne.

Nun gut. Ich hörte mit einem offenen Herzen. Vielleicht gehörte auch das Arabische zu meinem Abenteuer.

Ich übte also, jede Handlung – wirklich jede – mit „im Namen des Gnädigen und Barmherzigen“ zu beginnen. Was für eine Übung!

Heute würden wir sagen, Achtsamkeitsübung oder Übung für das Präsentsein. Allerdings ohne die Farbe des gnädig und barmherzig. Jede Handlung.

Ich denke an die Bilder, die mir fast täglich aus den Medien entgegenfallen. Die mordende Menschen unter dem Deckmäntelchen einer großen, weisen Religion handelnd zeigen. Ach, hielten sie sich nur an diese einfache Regel. Gnädig. Barmherzig. Jetzt.

\*\*\*

Von Anfang an begleitete mich ein Duft von überirdischer Süße. Und viele Fragen und Zweifel, was den Islam anging, vor allem von uns Frauen.

„Zweifeln ist eine Infragestellung, und das ist wunderbar“, sagte Scheich Salah. „Eine Infragestellung kommt in dem Moment, in dem man weitergehen will.“

Was nicht ganz unsere Fragen beantwortete.

Dass man sich zum Gebet ein Kopftuch aufsetzt, kannte ich noch von meinem bayrischen Dorf. Da hatte ich ja schon frühe Erfahrungen. Es war wie eine Respektbekundung vor dem Göttlichen. Der Scheich vermittelte – wie immer – zwei Ebenen, die äußere und die innere. Auf der Ebene der

---

<sup>2</sup> Im Namen Gottes, des Gnädigen und Barmherzigen

exoterischen Religion stellte er das Kopftuch mehr als eine Tradition dar; er schlüsselte uns die Koranstellen und Hadithe auf und zeigte uns, wie fragwürdig der Brauch sei, von der Textauslegung her. Der Prophet selbst hat das Tragen des Kopftuchs nicht verlangt. Er erzählte, dass die Frauen einfach kulturell ein Schamgefühl hätten, was die Haare betrifft. Wir hatten das nicht.

Für uns hatte er die esoterische Interpretation. Dass das Haar für die *Persona* stehe. Und die ja verschwinden möge. Dass das Wort für Haar (*sar*) von *su-ur* komme, was verborgenes Wissen bedeutet. Und dass die Kopfbedeckung helfe, die Energien für die Innwendung zu sammeln. Vor allem während des Dhikr und bei den Übungen sauste eine Menge Energie durch uns, das konnte ich nachvollziehen und vor allem nachfühlen. Wie es dann mit den Frauen ist, die sich gerade nicht nach innen wenden wollen, sondern nach außen, in den Ausdruck, dieser Aspekt blieb offen. Es ging ja jetzt erst einmal um Innwendung.

### **Gedicht von Rabia**

Lebt in Würde, Frauen, lebt in Würde, Männer.  
Kaum etwas sonst hebt so sehr  
unsere Schönheit.<sup>3</sup>

### **Reflexion**

Wenn ich mir heute vorstelle, wie ich da in meinem Universitätskurs mit Kopftuch saß. Natürlich wusste keiner, warum ich es trug. Es fragte auch keiner. Heute würde ich gefragt. Und stünde plötzlich vor einem ziemlichen Konflikt. Ich komme aus einer Generation, die bei ihren Eltern sehr kritisch nachgefragt hat – und, was habt ihr gemacht während der Naziherrschaft? Ihr wusstet wirklich nichts? Gefragt mit der Überheblichkeit der Jugend.

In jener Zeit, als ich das Kopftuch trug, kam Chomeini aus dem Exil zurück. Scheich Salah schaute mit einem gewissen Wohlgefallen auf die Idee der Gründung eines islamischen Staats. Ich spürte ein leises Unbehagen. „Es soll kein Zwang sein in der Religion“, sagte er uns doch immer wieder. Mir blieben die Bilder des mörderischen Mobs nicht verborgen. Und in mir war die Milde der inneren Erfahrung, diese Antwort auf die Sehnsucht. Diese Diskrepanz von außen und innen erschütterte mich. Dazu kam meine immer noch enorme innere Schwäche, die mich oft ratlos machte, einen eigenen Standpunkt zu finden.

Erst einige Jahre später, als ich längst das Kopftuch wieder abgelegt hatte und die wirklichen Zustände im Iran offensichtlich waren, erinnerte ich

---

<sup>3</sup> Die Gedichte Rabias sind dem Band *Love Poems from God* von Daniel Ladinsky, New York: Penguin Compass, 2002, entnommen. Deutsche Übersetzung A.P.

mich wieder an diese Diskrepanz. Auch an eine Zeit als Sinologiestudentin, wie ich als überzeugte Linke über die Kulturrevolution sprach. Später tauchten dann hier im Westen Informationen auf, was wirklich in der Zeit geschehen war. Ich erschrak zutiefst. Auch ich hatte, wie eine richtige Mitläuferin, etwas geduldet, was für Millionen von Menschen Qual, Biographiebruch, Entrechtung und Tod bedeutet hat.

Und heute, in radikaleren Zeiten? Begebe ich mich in Gefahr, wenn ich erzähle, dass ich den Islam verlassen habe? Bei radikalen Muslimen steht darauf die Todesstrafe. Begebe ich mich andererseits in Gefahr, wenn ich erzähle, welche innige Begegnung ich mit dem Islam hatte?

In mir, auf der tiefsten Ebene, ist niemand da, der je irgendwo war, der je irgendwo hingeht. Wo wäre da Gefahr ...

## **Ibn Arabi und Nizam**

Welch kluge, mutige Frauen auf den Straßen Mekkas einherschritten, ihr Wissen, ihre Weisheit, ihre Fähigkeit zu lieben, ihre Schriften sich im Wind verloren haben ... Ihre Gedichte sind wie Wüstenstaub verweht. Sie bleiben in ihrer ewigen Essenz und – manchmal in der Spiegelung der Dichter.

In der Mitte seines Lebens trifft Ibn Arabi die junge Nizam. Es ist eine plötzliche, tiefe Begegnung, und es ist ein Motiv wie es knapp hundert Jahre später Dante mit Beatrice erleben wird – kurz gesehen, und die Inspiration der Begegnung trägt weite Strecken einer großen Dichtung. Dante verklärt seine Beatrice jenseitig, weil sie früh starb, Ibn Arabi hat etwas mehr Zeit mit Nizam, muss aber später in einem ausführlichen Kommentar beweisen, dass seine Dichtung nicht irdische Erotik ist, sondern mystische Erfahrung.

Es ist Nacht. Der Größte Meister umwandert die Kaaba und wird in einen tiefen mystischen Zustand geworfen. Um allein zu sein und langsamer zu gehen, verlässt er den gepflasterten Weg und tritt zur Seite in den Sand. Da empfängt er einige Verse, und um sie zu behalten, spricht er sie halblaut vor sich hin.

„Da – kaum dass ich es wahrnehmen konnte – fühlte ich eine Berührung zwischen meinen Schultern von einer Hand, weicher als Seide.“<sup>4</sup>

Er wendet sich um und steht vor einer jungen Perserin, von der er auch im Nachhinein meinte, sagen zu können, dass er nie ein schöneres Gesicht als ihres gesehen habe. Aber er hat nicht nur

---

<sup>4</sup> Ibn Arabi, *Urwolke und Welt, Mystische Texte des Größten Meisters*, übersetzt und herausgegeben von Alma Giese, München: Beck, 2002, Reihe Neue Orientalische Bibliothek, alle Zitate zu Nizam S. 227–230

keine von solcher Schönheit gesehen, sondern auch keine von „angenehmerer Rede, mit zarterem Inneren und feineren Gedanken, nie eine mit subtileren Andeutungen und keine mit scharfsinnigerer Disputierkunst. Sie übertraf die Leute ihrer Zeit an Feinsinnigkeit und Bildung, an Schönheit und an Kenntnis.“

Sie berührt ihn, spricht ihn an am heiligsten Ort, sie weiß, wer er ist, er schaut sie an, offen, sonst fände keine menschliche Begegnung statt. Nichts an der Begegnung ist ritualisiert, geregelt, keine Berührung zwischen Mann und Frau wird zwanghaft vermieden, es findet Blickkontakt statt, die Frau geht auf den Mann zu – die Art der Begegnung verläuft sehr natürlich. Das einzige, was ritualisiert ist beim Zusammentreffen der beiden, ist das Umrunden der Kaaba. Das Wesentliche.

Gott sei Dank ist Ibn Arabi ein kluger, neugieriger Mann mit einem weiten Geist. Er wirft ihr keinen Schleier über, verbietet ihr nicht die Berührung, wirft sie nicht ins Haus und in die Unwissenheit, nein, er fragt sie nach ihrem Namen. „Qurrat al-Ain.“ Das heißt „Freude des Auges“. „Das bist du für mich“, verabschiedet er sich und geht.

\*\*\*

Für Ibn Arabi war klar – auch in der damaligen Zeit schon –, dass auch eine Frau jede geistige Stufe erreichen kann. Sie kann auch Pol der Zeit sein.

„Bei Ibn Arabi geschieht eine Versöhnung des Spirituellen und des Physischen“, meint Corbin.<sup>5</sup> „Dies ist die Station der Schau des Allwahren in der Schöpfung; sie ist für einige höher als die Station der Schau der Schöpfung im Allwahren“,<sup>6</sup> schreibt Ibn Arabi und gehört offensichtlich zu jenen, die so schauen.

Gegen Ende seines Lebens hat Ibn Arabi sein Buch der „Siegelringsteine der Weisheit“ geschrieben. Jeder Siegelstein steht für einen der großen Propheten. Jeder Prophet steht für einen zutiefst esoterischen Aspekt des Seienden. Für die Orthodoxie wurde dieses Buch zum größten Stein des Anstoßes.

Im letzten Kapitel, dem über den Propheten Mohammed, erkennt er, dass die Barmherzigkeit des Einen *alles* umfasst. Sowohl das so genannte Schlechte als auch das so genannte Gute. Und jedes ist in jedem enthalten. Dieser Aspekt geht natürlich für die Buchgelehrten zu weit, denn er unterwandert jegliches Gesetz, jedes Richtig oder Falsch.

Das Kommen des Propheten, so Arabi, habe das Ziel, zu realisieren, dass die mystische Liebe die spirituelle *und* die physische Liebe umfasst oder –

---

<sup>5</sup> ebenda, S. 157

<sup>6</sup> Giese s. 246

in einer moderneren Sprache – dass das Nonduale und das Duale, Formloses und Form, in *einer* Welt zusammenfallen.

### **Andalusien – Fatima von Cordoba**

Es regnet im Mai in Cordoba, ein paar Wochen nur nach dem Anschlag in Madrid. Das Fenster des Hotelzimmers geht in den Schacht eines engen Häuserblocks. Ein dunkler Blick, aber immerhin ruhig und bezahlbar. Vom weiten, lebendigen Platz vor dem Haus ist nur ein seltsam blechernes Glockenspiel zu hören.

In Cordoba gibt es eine überregional bekannte Flamenco-Schule, und just an diesem ersten Abend treten auf dem Platz vor dem Hotel ihre Schüler und Schülerinnen auf. Kinder, mit der Grazie eines reifen Tänzers oder der einer Ente an Land, zarte, pubertierende Mädchen, die die Bewegung selbst sind, und solche, die noch nicht wissen, in welcher Welt ihr Körper landen möchte. Ein schmaler Tänzer, gerade zwanzig, mit der sehnsuchtsvollen Schönheit dieser Menschen am Fuße der Sierra Nevada, fliegt über die kleine Freilichtbühne in der Abenddämmerung mit dem sicheren, geerdeten Schritt des Flamenco.

Am nächsten Morgen kommt leicht getrübt die Sonne durch. Mein Gefährte und ich sitzen zum Frühstück in einem Straßencafe und staunen über das Leben. Was ich denn eigentlich schon wisse über diese Fatima, fragt er mich. Na endlich! Begeistert wühle ich in meiner Handtasche nach meinen Notizen und erzähle als Erstes, was mich so tief berührt hat.

„Weißt du, Ibn Arabi war ungefähr neunzehn, als er sie traf, und sie war über neunzig. Aber er konnte sie nicht ansehen, ohne zu erröten, so schön und anmutig war sie. Er schreibt, man hielt sie für ein vierzehnjähriges Mädchen. Sie muss so voller Licht gewesen sein, dass jede Zelle schimmerte.“

Natürlich müssen wir beide an unsere eigene Lehrerin denken, die auch noch im hohen Alter so leuchtete, als wäre sie ewig jung.

Es beginnt zu nieseln. Also machen wir uns auf den Weg in die Mezquita, wie alle Reisenden in Cordoba.

Ich suche mir eine stille Ecke, ziehe meine Schuhe aus und lasse meine Fußsohlen die Erde ertasten, die Tempel der Römer, die Basilika der Westgoten, die Schritte des Kindes Ibn Arabi, bevor er mit acht Jahren nach Sevilla ging, das Cordoba als Hauptstadt ablöste. Und die Schritte von ihr, Fatima, der jungen Frau, bevor auch sie nach Sevilla ging.

Ibn Arabi erzählt in Hingabe von ihr. Ganz war ihr Leben ausgerichtet auf das Eine. Sie hatte die Fatiha, die erste Sure des Korans – ein Gebet, das unserem Vater unser entspräche – „in Ihren Diensten“. „Bei einer

Gelegenheit, als es nötig war, einer Frau in Not zu helfen, rezitierten sie die Fatiha zusammen.“<sup>7</sup>

Als die beiden das Gebet sprachen, bildete es eine körpergleiche Form, welche die Meisterin dann losschickte.

Die Not der Frau war nicht Hausbrand, Geldnot oder krankes Kind, nein – es war ein Ehemann, der in eine andere Stadt gegangen war, um sich mit einer zweiten Frau zu verloben.

Ich schmunzele vor mich hin, als ich meine Schuhe wieder anziehe.

Fatima sagte also zu ihrem Gebet: „Oh, Fatiha, geh in die-und-die Stadt, wo du den Ehemann dieser Frau finden wirst. Weiche nicht von seiner Seite, bis du ihn hierher zurückgebracht hast.“

Und Ibn Arabi erzählt, dass der Mann so schnell wieder da war, als wäre er sofort aufgebrochen. Und als die Sure ihre Aufgabe erfüllt hatte, sprach die heilige Frau Fatima ein tief demütiges Gebet.

Ibn Arabi erklärt diese Geschichte, wenn er vom Kreativen Gebet spricht, das sowohl Gottesgebet als auch Menschengebet sei durch die Energien, die durch die Konzentration auf das Herz entstünden.

Als mich Erinnernde lasse ich mich unter den Hunderten von Säulen hindurchgleiten. Bogen über Bogen, Licht über Licht. Fatima verstand es nie, wieso Leute, die von sich behaupteten, Gott zu lieben, jene Verzückten, die laut erzählten, nicht für einen Wimpernschlag seien die göttliche Aufmerksamkeit und Fürsorge von ihnen abgezogen, wieso die sich nicht freuen würden und stattdessen die ganze Zeit weinten.

Recht hat sie.

Ich aber könnte weinen über die Spiegelungen religiöser Machtansprüche. Mitten in dieses Wunderwerk von Stille und Leere hat man eine barocke christliche Kathedrale hineingesetzt, eine Kirche mitten in einer Moschee. Es ist gerade Gottesdienst. Mehr Kleriker als Besucher. Der Priester singt mit einer bockigen Eunuchenstimme, leidenschaftslos. Freudlos. Ich denke an den hingegeben Lebensgesang der Tänzer von gestern Abend. Wo ist Gottesdienst?

### **Irina Tweedie über Sufismus**

„Ich habe natürlich über Sufismus geschrieben. Und jedes Wort davon ist wahr. Zugleich ist es nur Schrott. Sufismus ist der heiße Atem der indischen Ebene, es ist der Wind, der ins Gesicht bläst, die Freude in Ihrem Herzen. Sufismus ist das heiße Blut in Ihren Adern und das Lachen Ihrer Kinder und das Lächeln Ihrer Frau. Und, wie der Prophet Mohammed es einstmals sagte: ... er liebte die Schönheit, er liebte die Düfte und die Schönheit der Frauen, und das Leuchten der Augen im Gebet ... Was für Worte! Das ist Sufismus! Das ist Leben! Könnte man das niederschreiben? Das war immer

---

<sup>7</sup> Corbin, S. 40

und das ist immer noch! Und niemand kann sagen: ‚Sufismus ist islamische Mystik.‘ Sufismus ist alles! Die Muslime haben die Mystiker getötet und verbrannt. Sie waren für sie nichts als Ketzer gewesen; und der Prophet Mohammed war ihnen nicht ‚ein Funke in seines Vaters Auge‘. Sufis haben schon Jahrhunderte gepredigt und gelehrt. Sufismus ist nicht islamisch. Im Mittelalter jedoch, nach dem Propheten Mohammed, da hat er seine Blüte erreicht.“<sup>8</sup>

Ich sehe sie vor mir, wie sie energisch, leidenschaftlich und nicht-von-dieser-Welt-leuchtend ihrem Interviewpartner gegenüber sitzt, ihn ansieht ohne ihn anzusehen, mit ihren feingliedrigen Händen gestikulierend, den russischen Akzent in ihrem Deutsch ...

In ihren ersten Vorträgen in Deutschland hat sie wiederholt das Thema Sufitum und Islam aufgegriffen, weil es bei vielen eine wichtige Frage war, ob und wie Sufitum und Islam miteinander verwoben sind.

„Sufismus ist eine Lebensweise. Er ist weder eine Religion noch eine Philosophie. Es gibt hinduistische Sufis, moslemische Sufis, christliche Sufis – mein Verehrter Lehrer Guru Maharaj war zum Beispiel Moslem“,<sup>9</sup> zitiert sie ihren Lehrer.

„Es ist ein Rückschritt, wenn von anderen Sufigruppen verlangt wird, man müsse Muslim werden, um ein Sufi zu sein. Vor allem für uns Frauen. Sufismus ist ein Zweig der Urweisheit, die seit Menschengedenken auf der Welt ist. Idris Shah sagt, älter als die Veden. Alle Schulen der Sufis folgen keiner Religion, beten kein Götzenbild an, sie stehen über diesen Dingen, empfinden das als Zeitverschwendung. Sie gehen direkt zum Absoluten. Ein Sufi ist frei, steht jenseits von Glaubensbekenntnissen und Prinzipien. Einzige Absicht ist Vollkommenheit. Ich habe mich ergeben, niemand kann mich dirigieren.

Irgendwo weiß der Mensch, dass er frei ist. Man weiß das schon als Kind.“<sup>10</sup>

## **Fatema Mernissi**

Natürlich setzt sie sich auch intensiv mit der Frage der Verschleierung auseinander, wobei für sie der Schleier nichts mit Sex oder Schutz zu tun hat, sondern nur mit den versiegelten weiblichen Stimmen, dem Schweigen der Frauen, mit dem Ausschluss des Weiblichen aus dem öffentlichen Leben und damit aus der Politik, aus der Gesetzgebung, aus der Religion und aus der Gestaltung der Lebensverhältnisse. Deshalb hat das Lesen und Schreiben für sie eine besondere Bedeutung, weil es für Frauen die Möglichkeit des Ausdrucks bringt – und damit die Möglichkeit, in der Öffentlichkeit zu wirken, das Leben der Menschen mitzugestalten. Im Mittelpunkt ihrer Forschungsarbeiten standen in den letzten Jahren Gruppen, die mit großem Engagement dabei sind, eine humane, zivile

<sup>8</sup> Interview mit Hussein Abdul Fattah, [www.sufiportal.de](http://www.sufiportal.de), S. 3

<sup>9</sup> Tweedie, S. 28

<sup>10</sup> Tonbandaufnahme eines Vortrags von Frau Tweedie in Bahlburg, Aug 85, Band 1

Gesellschaft aufzubauen. „Millionen von Frauen arbeiten jeden Tag an der zivilen Gesellschaft und errichten die Demokratie, aber das Fernsehen ist damit beschäftigt, hinter den Terroristen herzulaufen.“<sup>11</sup>

Fatema Mernissi hat sich also hingesezt und ihren Blick fein säuberlich und wissenschaftlich – wie der Islam es von sich selber sagt – auf die Quellen geworfen. „Um Irrglauben zu entkräften, setze ich die erste Offenbarung Gottes an Mohammed entgegen, die da lautet: Lies!“<sup>12</sup>

„Handelt es sich um einen kontrovers diskutierten Vers“, schreibt Fatema Mernissi, „beruft sich jeder auf die Auslegung, die ihm am genehmsten ist, da ihm ja die Religionswissenschaft eine große Vielfalt von Meinungen bietet. Es ist anzunehmen, dass die Entwicklung eines Systems grundlegender Prinzipien es dem Islam als Zivilisation der Schrift wahrscheinlich erlaubt hätte, ohne größere Umwege zu einer Art Erklärung der Menschenrechte zu gelangen, die in ihren Grundzügen der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte ähnelte, einer Erklärung, von der heute noch behauptet wird, dass sie unserer Kultur fremd und aus dem Westen importiert sei. Trotz der Grundeinstellung des Islam gegen die Sklavenhaltung verschwindet diese zum Beispiel erst unter dem Druck und durch das Eingreifen der Kolonialmächte aus der islamischen Gesellschaft.“

Nach dem Herausschälen der ursprünglichen Aussagen und Botschaften des Islam kommt Fatema Mernissi – wie viele andere – zu der zentralen Frage: Und wie wird all das heute in gesellschaftliche Praxis umgesetzt? Wie geschieht der Schritt von der Idee, von der Vision, ins gelebte Leben? „Um zu ermessen, wie groß diese Gedächtnislücke in der Erinnerung der heutigen Muslime ist, die die Gleichheit der Geschlechter als fremdländische Erscheinung betrachten, müssen wir immer wieder in die Gassen Medinas zurückkehren, wo aufs heftigste über die Gleichheit der Geschlechter debattiert wurde.“

## **Jordanien**

Die köstlichen vegetarischen Vorspeisen mit viel Petersilie, Zitrone, Minze und Sesam gewürzt, ein weiter Blick über die Hügel, ganz in der Ferne der erste Blick auf das leicht dunstige Glitzern des Jordan. Uns zur Freude, meint der Ober, wechselt er die Musik-CD, und nach den sehnsuchtsvollen, arabischen Gesängen hallt eine blecherne, amerikanische Schnulze über die Blüten in die Weite. Das kommt davon, wenn einer denkt, er wisse, was der andere will ...

Der Jordan. Es ist das erste Mal, dass ich registriere, wie nah ich all diesen biblischen Städten bin.

<sup>11</sup> Mernissi, „Vanishing Orient“, in: Zeitschrift Ab 40 /96, S. 82 – 89

<sup>12</sup> Mernissi, zitiert in: Fatema Mernissi, eine moderne Marokkanerin, www.g26.ch, S. 3

Nach dem Essen fliegt mein Gefährte wie ein jordanischer Verkehrself mit unserem kleinen, grünen Flitzer mutig weiter durch den arabischen Verkehr und bringt uns über die teils kargen, teils aufgeforsteten Hügel zu einem Hotel in einem stillen Olivenhain oberhalb von Jerash.

Jerash war aus irgendeinem Grund der nächste Schritt. Besiedelung seit Menschengedenken.

Auch hier, wie in Amman, ist es schnell zu sehen, dass die tief verschleierten Frauen in den ärmeren Vierteln leben und die unverschleierten, gebildeten, in den wohlhabenden. Bisher habe ich selbst keine Situation erlebt, in der ich von der Trennung der Geschlechter in irgendeiner Weise betroffen gewesen wäre. Anders als damals in Ägypten trete ich hier natürlich als Touristin in Erscheinung, bin also in einer Weise freier. Der Gebetsruf löst nicht mehr die brennende Sehnsucht aus. Das, wonach er ruft, und das, was ruft, ist überall und immer in Schwingung. Und doch erfüllt mich dieses orientalische Leben mit Freude. Die leuchtenden, tiefen Augen der Menschen, die aufrechte Gangart, die herzliche Hilfsbereitschaft.

Die meisten Jordanier sind unglaublich freundlich, so freundlich, dass sie Millionen von Palästinensern und Irakern in ihr kleines Land aufgenommen haben. Ganz flau wurde mir gestern Abend, als mir nach einem Gespräch mit einem palästinensischen Taxifahrer die Dimension klar wurde. Und wie stellen wir uns an mit unseren paar Tausend Flüchtlingen ...

In den etwas ländlicheren Orten tragen fast alle Frauen, auch junge Mädchen und Kinder den langen Mantel und das Kopftuch. Unter dem Mantel blitzen die Jeans und Schuhe nach neuester Mode.

Aber ich sehe, dass die Mädchen in die Schule gehen und Frauen alleine unterwegs sind, sie sind – anders als zum Beispiel in Saudi Arabien – in der Öffentlichkeit sichtbar. Am Rande der Landstraße geht eine junge Frau, ihre Bücher unter dem Arm, alleine nach Hause. Der Wind und ihr aufrechter, harmonisch-schwingender Gang bewegen ihre Silhouette aus dem langen, taillierten Mantel und dem um den Kopf drapierten Tuch in solcher Schönheit, dass mir der Atem stockt. Fast könnte man vergessen, dass es natürlich heiß sein muss unter diesem Gewand und sie es vielleicht auch nicht freiwillig trägt. Vielleicht spürt sie auch die schwerhaftenden Traditionen, die mit jedem Faden darin verwoben sind. Wer weiß.

Gesichter von klassischer Schönheit, Haut in allen Schattierungen von ganz dunkel über bronzen bis sehr hell. Neben den leuchtenden sind hier in den Dörfern auch viele traurige, angespannte Gesichter. Große Armut. Ein bunter Markt. Aus jeder Bude eine andere Musik, Popmusik, arabische Schnulzen, einmal Koransingen, einmal etwas, das klingt wie jene aggressiven Hetzpredigten – wenn jener sanfte Mann sie hören könnte ...

\*\*\*

Ein würdevoller Herr, der Professor Asmi Taha Sa'id. Pünktlich um eins bin ich an der Pforte der Al al Bait Universität in Mafrak. Klaus ging es wieder gut, er konnte fahren (mal wieder Gedanken sinnlos verschwendet). Wir durchquerten wunderbare Landschaften mit Terrassenanbau von Oliven, Aprikosen, Gemüse. Stück für Stück wurde es karger. In Mafrak, ein Ort, den man laut Reiseführer besser nur zum Wechseln der Busse benutzt, liefen wir ein bisschen die zwei zentralen Wuselstraßen auf- und ab, scherzten mit ein paar Kindern, plauderten auf Deutsch mit einem in Berlin ein italienisches Lokal führenden Jordanier.

Fast alle Frauen tragen Kopftuch. Aber die Frauen sind auf der Straße! Zahlreich. Auf einem engen Bürgersteig kommt uns eine junge Frau entgegen, die auch ihr Gesicht verschleiert hat und grüßt uns – auch meinen Mann – mit einem so offenen, kecken „Hallo“, dass wir alle drei in schallendes Gelächter ausbrechen.

Als wir dann den Eingang zur Universität suchen, fragen wir einen jungen Mann nach dem Weg und er meint, er müsse auch dorthin. Also steigt er ein und führt uns.

Wir passieren die Straße nach Damaskus – nur vierzig Kilometer bis zur syrischen Grenze. Wir passieren die Straße in den Irak, nur dreihundert Kilometer nach Bagdad, nur eine Wüste dazwischen. So nah.

Mitten in der Wüste eine Universität mit 14 000 Studenten und Studentinnen. Wie wir später erfahren, ist es ein ehemaliges Militärgelände, enorm weitläufig und sehr geometrisch angelegt. Teilweise liegen Kilometer zwischen den flachen Häusern der einzelnen Fachbereiche. Während wir am Eingang neben dem Pförtnerhäuschen sitzen, freundlich alle „Hallos“ erwidern, (nicht ganz 14 000) beobachte ich die unendlichen Variationsmöglichkeiten, die ein langer Mantel in gedeckter Farbe aufbringen kann (vom Kopftuch ganz zu schweigen): innewohnende Gangart, Absatzhöhe, Saumlänge, Schnitt, Abnäher, die Länge eines Seitenschlitzes – ein großes Spiel.

Dann kommt Khalid, Adnans Bruder. Auch er überaus herzlich und freundlich. Wir fahren mit unserem Auto dem seinen hinterher und besichtigen dann erst einmal seinen Arbeitsplatz, dann lädt er uns in die Mensa zum Mittagessen ein und dort treffen wir dann Professor Asmi. Ein feiner, stattlicher Herr im Anzug, der mich noch auf dem Weg zu seinem Büro fragt, was mein Anliegen sei. Er fragt sehr leise, im Gehen, bei brütender Mittagssonne im Englisch der Araber – ich stottere als Antwort etwas im Englisch der Deutschen. Ich kann nicht gut im Gehen gesammelt sprechen. Aber er hat Geduld und fragt weiter nach.

In seinem Büro stehen vor seinem Schreibtisch einige Sessel und ein kleiner Tisch. Die Sessel sind so weit auseinander, dass ich ihn kaum verstehe, weil er ja so leise spricht. Dann kommt noch ein Kollege dazu, Klaus und Khalid

plaudern nebenbei über irgendetwas anderes, die eine Sekretärin bringt gewürzten Kaffee, die andere aromatisierten Tee – optimale Bedingungen für ein solches Gespräch. Zumindest für eine scheue Westlerin.

Er ist Professor für islamische Philosophie und Mystik. Er meint, um Mystik lehren zu können, müsse man aber schon wenigstens etwas davon gekostet haben. Etwas schon. Es ist klar dass er nicht nur etwas gekostet hat ...

Den entscheidenden Satz verstehe ich: Die Mystik ist eine Vision für den Erhalt der Zivilisation.

Mein Herz juchzt. Überall auf der Welt, auch in der Wüste im Norden Jordaniens, dreihundert Kilometer von Bagdad entfernt, kommen die Mystiker zu diesem einen Satz. Und ich bin sicher, er hat nicht Albert Einstein, Martin Buber, Karl Rahner, Ayyah Khema und all die anderen gelesen, die zu der gleichen Erkenntnis gekommen sind. Es ist die EINE Sprache, die aus dem Innersten des Menschen spricht.

„Deshalb bin ich hier“, hört er kaum noch, weil er bereits am Telefonieren ist. Nach einer Weile gibt er mir den Hörer. Nancy, die Frau eines Kollegen, der tiefer als er ins Sufitum eingetaucht sei. Sie sei Amerikanerin, habe früher auch hier unterrichtet und würde jetzt Übersetzungen machen. Sie sei Muslimin geworden.

\*\*\*

Das heiße Wasser der Quellen kommt an mehreren Stellen von den seitlichen, hohen Bergen als Wasserfall herunter und verweilt hier unten kurz in natürlichen oder von Menschen gebildeten Auffangbecken.

Wir stromern herum, um die schönsten Stellen zu suchen, denn im Becken direkt beim Hotel geht es recht „muslimisch“ zu, da fühle ich mich in meinem Badeanzug nicht so wohl. Entweder sind nur Männer im Becken oder verhüllte Frauen. Aber unterhalb der heißen Quellen ist auch der Lauf des Baches heiß: So lege ich mich in den heißen Bach, den Himmel über mir, die rauen Felswände an der Seite und tanke die tiefe Wärme des leicht schwefelhaltigen Wassers.

Was ich vor zwanzig Jahren noch persönlich genommen habe, mich ausgeschlossen fühlte, rebellisch wurde oder innerlich aufschrie, da nehme ich jetzt die Situation einfach nur wahr. Natürlich liefere ich mich nicht „den“ Blicken aus. So bin ich frei, auch in der dogmatischen Enge. Ich habe ja einen Platz gefunden. Und der Heilwirkung des Wassers ist es egal, wo es wirken darf ...

Am Abend allerdings sieht das schon wieder anders aus. Wir spazieren durch die Nacht, deren Dunst die Lichter Jerusalems zu einer zweiten Wolke an der Seite des Mondes reflektiert. Geheimnisvoll sieht das aus. In

dieser Stimmung wollen wir noch ein Bad im Wasserfallbecken des Hotels nehmen. Das Becken ist etwas erleuchtet und ganz leer, ich bin erleichtert. Aber kaum bin ich drin, füllt es sich urplötzlich mit Männern aus allen dunklen Ecken des Geländes. Ich trage einen einteiligen Badeanzug und hatte diese Frage genau mit der Lady an der Rezeption besprochen. „Kein Problem“, meinte sie, das Becken gehöre zum Hotel und sei für mich jederzeit frei zugänglich.

Unter diesen Männern sind auch ein paar halbwüchsige Jungen, die wir am Morgen schon auf einer Wanderung getroffen haben. Nach kleinen Scherzen und „What's your name?“ weiß ich eine Weile nicht so ganz, was Scherzen und was Anmache ist. Höflich, aber energisch zeige ich mit Gesten, dass ich sie nicht so nahe haben will. Immer und immer wieder rücken sie näher, so dass scheinbar zufällige Berührungen passieren. Was bei uns in einem Bad kein Problem wäre, aber ich weiß um die Anstrengungen in dieser Kultur, dass sich Frau und Mann eben *nicht* zufällig berühren.

Jetzt reicht es mir. Man muss sich das vorstellen, Vierzehnjährige machen sich an eine Frau über Fünfzig heran, es ist so absurd, dass ich wirklich eine Weile brauche, um ein klares Gespür für die Situation zu bekommen. Außerdem habe ich einfach nach einem langen Tag das Bedürfnis, in den heißen Quellen zu entspannen ...

Für den Bruchteil einer Sekunde überprüfe ich meinen Impuls – dann sage ich laut auf Arabisch die ersten Sätze der Fatiha.

Stille.

Verwirrung.

Und – zack – stieben sie auseinander.

Ich bin dieselbe Frau, mit derselben Geschichte, mit demselben Handeln – und wegen zweier Sätze bin ich plötzlich keine Hure mehr.

Bruder Muslim, das ist Überprüfenswert.

## **Jemen**

Ich werde ins Haus geführt und mit Scheich Abdurachman ins Männerzimmer gebeten. Wir zwei allein in einem Raum. Das geht auch nur mit einer Frau aus der Fremde. Still, ohne äußere Sprache, sitzen wir da. Jeder in einer Ecke. Manchmal schauen wir uns an und lächeln. Nach einer Weile schließe ich einfach die Augen und versenke mich, suche ihn im Herzen zu erreichen. Auch eine Sprache.

Zum Essen sitze ich bei den Männern. Abdullahs Frau habe ich noch nicht gesehen. Seine Söhne sind bei uns, und wenn eine neue Platte mit wunderbarem Essen hereingetragen werden soll, klopft es an der Türe, und die Söhne springen auf. Der Vater der beiden Brüder und Patriarch des Clans ist weit über siebzig. Ein kleiner, drahtiger Mann mit einem feinen, verschmitzten Gesicht. Er ist sehr charmant und höflich zu mir. Zehn Frauen hat er gehabt im Lauf seines Lebens, dreiundzwanzig Kinder. Er lebt

noch mit zwei Frauen – Abdullahs Mutter und einer sehr jungen, mit der er noch kleine Kinder hat. Scheich Abdurachman ist von seiner ersten Frau, Abdullahs Mutter ist seine dritte Frau. Er habe eine freundschaftliche Beziehung zu seinem Vater, meint Abdullah. Bei Abdurachman bin ich mir da nicht so sicher. Der Vater hat sich wohl von seiner Mutter scheiden lassen. Im Scherz fällt eine Bemerkung mit leisem Beigeschmack.

Einmal, während des Essens, halte ich es nicht aus, Abdullahs Frau noch nicht einmal gesehen zu haben und hier ihr Tagwerk zu verspeisen, ohne sie zu grüßen. Ich stehe auf, aber Abdullah hält mich zurück. Später, später. Abdurachman macht sich Sorgen, dass ich nicht genug von ihm bekäme, dass ich vielleicht nicht glücklich wäre. Ich vergewissere ihm mehrmals, dass ich vollkommen zufrieden sei, und erspare meinem Übersetzer, vom inneren Glück zu erzählen.

Nach dem Essen wechseln wir das Zimmer, und ich kann endlich die Frau des Hauses herzlich begrüßen. Sie bringt Tee herein, den guten, heißen Tee mit Kardamon und bleibt eine Weile bei uns sitzen, das jüngste Kind im Arm, unverschleiert, barfuß, mit weitem Ausschnitt und offenem Haar. Es sind ja außer mir ausschließlich Familienangehörige zusammen. Dass wir zwei nicht miteinander reden können, lösen wir über viel Körperkontakt, uns umarmen, Kind halten, drücken, Herzen, lächeln. Wie im Orient üblich, zeigt man sich Bilder von der Familie. So zeige ich auch Bilder von daheim, von meiner Familie, von Frau Tweedie und ihrem Lehrer. Zwischendrin steht der alte Vater auf und verrichtet – während wir uns einfach weiter unterhalten – in einer Ecke des Zimmers sein Gebet. Ich fühle mich zu Hause.

Langsam dringt durch, dass es bei uns im Westen (und an vielen anderen Orten der Welt) ein Sufitum ohne Islam gibt. Abdurachman fragt mich, was ich unter Sufi verstehe, und er hält mir auf meine einfache, leicht zu übersetzende Antwort einen langen Vortrag. Und doch spüre ich plötzlich ein großes Interesse, eine andere Art von Wachheit als zuvor. War gestern noch mehrmals so ein Zögern, mich mit Sufis in Kontakt zu bringen, bedauert er jetzt, dass ich nicht mehr Zeit habe, um in das große Zentrum seines Scheichs in den Hadramaut zu fahren. Allerdings würde der Frauen nicht die Hand geben und auch nicht auf einem Photo mit einer Frau erscheinen. So bin ich ganz froh, dass er weit weg ist. Er meint, das Sufitum im Jemen sei eigentlich verlorengegangen, die Linien seien nicht mehr an fähige Leute übergeben worden. Seit dem 11. September aber geschehe so etwas wie eine Renaissance des Sufitums im Jemen, und es kämen einige gute Leute. Er erzählt, dass die Sufis jetzt nach draußen in die Welt gingen und Verantwortung übernehmen. Leider gebe es keinen Austausch mit anderen Sufis.

Also auch hier die Bewegung der Öffnung. Der Scheich lädt mich ein, bei ihm und seiner Familie zu wohnen, mit eigenem Zimmer und eigenem Bad.

Ich sage ihm, wie zufrieden ich in meinem Hotel sei, der Garten, die zentrale Lage. Ich sage ihm nicht: Ich muss frei sein. Auch wenn sie mich bei sich aufnehmen wie einen Mann, bin ich eine Frau. Er will mit mir durchs ganze Land reisen, mir alles zeigen. Gerne, wenn ich wiederkomme. Dezent reiche ich an dieser Stelle das Bild meines Mannes herum.

\*\*\*

Sitze wieder auf der Dachterrasse im sechsten Stock, allein, glücklich allein, die Berge heute im Dunst. Unbändige Lebenslust durchströmte mich grundlos auf meinem Weg hierher, beinahe wäre ich gehüpft wie ein Kind. Mitten in einer orientalischen Stadt führte mich der Weg durch die schmalen Gassen zu meiner Arbeit. Der Bäcker, der täglich in seinem Kabuff mit seinem runden Ofen sitzt, grüßte mich, obwohl ich noch keines seiner Brote gekauft habe. So ein leckeres, kleines, dunkles Brot gibt es hier im Jemen, kaum größer als ein Brötchen, innen hohl, mit einer leicht knusprigen Kruste. Als ich heute das Haus meines luftigen Cafés betrat und der Portier mich grüßte, meinte ich, ich gehe nach oben auf die Terrasse, und er antwortete, tu das, du bist hier zu Hause. Danke, Bruder.

Unten in den Gassen klopfen die Gasverkäufer. Auf einen Schubkarren laden sie bis zu fünf Gasflaschen, auf die sie mit dem Schraubenschlüssel, den sie zum Auswechseln der Flaschen brauchen, klopfen, was einen ziemlichen Krach macht. So dass man das im Haus hören kann, wenn das Gas ausgegangen ist. Der Rhythmus mancher ist fordernd, mancher, als wollten sie einen Tänzer ermutigen, mancher, als würden sie wie ein Drei-Sterne-Koch Zwiebeln schneiden und manche hauen einfach nur drauf. Die Schubkarren erscheinen in der ganzen Stadt mit einem, zwei, drei oder vier Rädern, und sie dienen außer zum Transport aller Güter dieser Erde noch als Schlafgelegenheit, Kinderwagen, Laden, Einkaufswagen, Esstisch, Schattenspender und als besondere Variante mit Getthoblaster als Sitz eines unsichtbaren Koransängers.

Ins Wadi Darr haben mich die beiden Brüder gestern geführt. Ein grünes Tal mit canyonartigen Steinformationen an den Talrändern. Das Grün der Obstbäume und Weinberge ist dem etwas einförmigen Grün der Qat-Bäume gewichen, was zwar denjenigen, die es anbauen, mehr Geld einbringt, aber den Bewohnern die grundlegende Nahrung entzieht – zum einen gibt es das Obst nicht mehr und zum anderen geben die Familienväter ihr geringes Einkommen aus, um Qat zu kaufen und nicht, um ihre Kinder zu ernähren. Nachmittags ab halb drei steht der Jemen still. In allen Ecken des Landes sitzen, kauern, liegen die Männer mit einer einseitig kugelförmig ausgewölbten Backe, glasigen Augen, kauend. Alle Arbeit bleibt liegen, für den Rest des Tages verlangsamt sich das Tempo. Das am Morgen noch erhöht war, weil die Blättchen frisch sein und die

besten gefunden werden müssen. Sie sagen, es sei keine Droge. Sie sagen, Qat gehöre zur Kultur der Männer im Jemen. Frauen kauen es zwar auch, aber viel weniger und sicher verborgen. Es gibt am Nachmittag kaum eine Sitzung in einem Büro, einer Kanzlei, einer Redaktion, in der nicht durch das Kauen dieser kleinen grünen Blättchen die Stimmung gehoben wird, die Kommunikation leichter fließt und Entscheidungen scheinbar spielend getroffen werden. Danach kommen Depressionen, angegriffene Herzen und sonstige Nachwehen. Aber auch diese Nebenwirkungen darf es natürlich nicht geben, wie das zu einer richtigen Sucht gehört. Früher war es vielleicht eine Kultur, da kaute man am Freitag nachmittag ein paar Blättchen, die Gesichter waren nicht verunstaltet. Heute hat es das Kulturelle ganz offensichtlich verloren. Wer sich nicht daran beteiligt, ist ausgeschlossen wie eine Frau.

Wenn viele Männer dann in mittäglicher Qat-Trägheit eine Plastiktüte an den vor ihren Nabel herausragenden Knauf ihres Krummdolchs hängen und oben die eine Backe sich aus dem Gesicht wölbt, entbehrt das nicht einer gewissen Komik, zumindest für mein westliches Weiberauge.

Der Qat-Anbau hat einen extrem hohen Wasserbedarf. Und Wasser ist knapp in einem Wüstenland. Wenn man jetzt die Qat-Bäume fällen würde, könnte man für Jahrzehnte den Boden nicht mehr für etwas anderes nutzen.

Wir besuchen das wahrscheinlich meistfotografierte Objekt des Jemen – den Palast des letzten Imams – ein Palast in dieser wunderbaren, hiesigen Bauweise auf einen Felsen gesetzt. Diese einfache, harmonische Ästhetik ist eine solche Wohltat für das Auge, für den ganzen Menschen. Rechteckige Räume, ohne dass es wirklich einen rechten Winkel gäbe, blaue, goldbestickte Kissen rundherum an den Wänden und auf dem Boden, ein niedriges Tischchen auf dem Ton in Ton gehaltenen Teppich, die Fenster heruntergezogen bis zur Höhe der Kissen, so dass von allen Seiten das Licht einfällt und der Blick überall Weite hat. Und dicht unter der Decke die farbigen Oberlichte, die der stilvollen Einfachheit das Lebendige geben.

Von Abdulrahman höre ich das erste Mal wieder, was ich damals von Scheich Salah hörte, dass es im Islam eigentlich keine Missionierung gebe. Die Erfahrungen der letzten Zeit gehen ja doch – um es vorsichtig auszudrücken – in eine andere Richtung.

Heute ist Scheich Abdulrahman etwas angegriffen, hat eine leichte Depression, was sein Land und seine Arbeit angeht. Bei einer Teepause unter dem Palmendach der Palastcafeteria fragt er mich, was ich tun würde, wenn ich Präsidentin seines Landes wäre. Abdullah hat mir erzählt, dass sein Bruder es wagt, Missstände im Land auch dem Regierungschef gegenüber offen anzusprechen, was seine Gefährdung nicht unbedingt mindert. Ich sage, ich wisse das doch nicht, sei ja erst ein paar Tage hier

und habe auch nicht über die Frage nachgedacht. Aber er insistiert. Also denke ich nach. Als erstes fällt mir natürlich ein, dass es um Bewusstseinsarbeit geht, um ein tiefes Bewusstsein von der Einheit aller Menschen, allen Seins. Um das, was wir wirklich sind. Aber wie sage ich das, in den einfachen Sprachmöglichkeiten, die mir zur Verfügung stehen. Vor allem weil ich nicht weiß, was unser Übersetzer von seinem Verständnis her dann wirklich übersetzen würde. Also verlasse ich mich auf das ungetrennte Sein und bleibe erst einmal bei den praktischen Dingen. Da man so etwas nicht alleine schaffen könne, würde ich mir ein Team fähiger, verlässlicher, nicht korrumpierbarer Leute suchen. Dann würde ich versuchen, vielleicht drei Gesetzen Wirkung zu verleihen, eines davon wäre das gegen Korruption. Da würde ich den Menschen etwas Wunderbareres dafür anbieten. Abdulrahman meint, besser drei, die wirken, als hunderte, die nicht wirken. Dann erzähle ich von der weltweiten Arbeit der Grameen-Banken<sup>13</sup>; ihrem Konzept der Kleinstkredite folgend würde ich für die Armen sorgen. Abdulrahman stöhnt, er habe noch nie von dieser Arbeit gehört, so etwas gebe es im Jemen nicht. Seine ganze Arbeit sei für die Katz. Ich versuche ihn etwas aufzumuntern und meine, er habe schon so viel erreicht, er nehme sich seine Kraft für seine wertvolle Arbeit, wenn er nur sehe, was noch nicht getan sei. Er möge doch sehen, was schon getan sei. „Du bist meine Lehrerin, Anna“, sagt er, wieder leicht stöhnend. Ich versuche, mich unter den Tisch zu beugen. Was ihm dann doch noch ein Lachen entlockt.

Abdulrahmans Wunschkraft scheint groß zu sein – jedenfalls entlässt der Präsident des Jemen am nächsten Tag sein komplettes Kabinett und holt sich lauter neue Leute. Christines guter, alter Freund wird Umweltminister – ein fähiger, engagierter, nicht korrumpierbarer Mann ...

Im Auto, noch auf dem Parkplatz stehend, kommen wir wieder ins Gespräch über die Sufis. Da unsere sprachlichen Möglichkeiten so eingeschränkt sind, ist es nicht so einfach, ein differenziertes Gespräch darüber zu führen, wie sich auch die Formen des Sufi-Seins oder Christ-Seins oder Buddhist-Seins ins einfach Mensch-Sein auflösen, aber er selbst war es, der gesagt hat, man solle sich als Mensch begegnen. Er hatte ja am Vorabend erzählt, dass es jetzt im Jemen wieder mehr Sufis gebe und sie nach draußen gingen und Verantwortung übernähmen. Ich beziehe mich darauf und sage ihm, dass das nicht nur im Jemen so sei, sondern überall in der Welt (ich lasse aus: und nicht nur bei den Sufis, sondern auf allen spirituellen Pfaden), und dass jetzt oft mehrere Nachfolger benannt würden, darunter auch immer mehr Frauen.

„Ja, aber sie haben keinen Kontakt zueinander.“

---

<sup>13</sup> Es gibt auch eine deutsche Internetseite der Grameen-Banken: [www.grameen.de](http://www.grameen.de)

„Doch“, sage ich, „überall auf der Welt beginnen sie, sich zu vernetzen, Kontakt miteinander zu haben, Konferenzen zu veranstalten, nach neuen Formen der Begegnung zu suchen.“

„Nicht im Jemen.“

„Aber ich bin doch hier“, antworte ich.

Er schaut mich an. Es ist ganz still. Ich sehe, dass er fast weint. Und plötzlich wird mir das Ausmaß der Einsamkeit bewusst, in dem ein Mensch lebt, der in einem solchen Umfeld so eine Arbeit leistet und solch ein Gedankengut in sich trägt. In meinem Kulturraum würde ich ihn jetzt einfach einmal von Mensch zu Mensch in den Arm nehmen. Hier hüte ich mich.

Als wir auf dem Rückweg oben auf einem der Canyons die Aussicht genießen und er mich an einigen Felsentreppen am Ellbogen stützt, macht einer der neben uns Gehenden eine abschätzige Bemerkung darüber, dass er als vornehmer Haschemit eine Ungläubige berührt.

„Sie ist eine Haschemitin aus Deutschland“, ist seine Antwort. Abdullah übersetzt ungerührt weiter, obwohl ihm das alles sicher nicht ganz geheuer ist.

Ein Falkner kommt und will mir das gefangene Tier für ein bezahltes Foto auf die Schulter setzen. Ich möchte das nicht, für unser beider – des Falken und meiner – Würde nicht. Unserer einen Würde. Ich liebe den Falken frei.